

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 6

Artikel: Reise nach Sizilien
Autor: Tocqueville, Alexis de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reise nach Sizilien

ALEXIS DE TOCQUEVILLE

DEUTSCH VON HANS ZBINDEN

Vorbemerkung des Übersetzers

Man hat Alexis de Tocqueville als den größten politischen Denker Frankreichs seit Montesquieu bezeichnet. Sein Werk *Über die Demokratie in Amerika* (1835/1840) ist heute noch, ja, man darf sagen, heute mehr denn je, von einer packenden, vielseitigen Aktualität. In einer scharfsinnigen, realistischen und gedankentiefen Erfassung der Grundlagen demokratischen Lebens hat er die meisten Hauptprobleme bereits erkannt und größtenteils vorausgesehen, vor welche die demokratische Entwicklung unserer Zeit die modernen Staaten stellt. Vor allem hat er mit großer Klarheit die Gefahren erfaßt, die sich aus der doktrinären Überbetonung demokratischer Prinzipien ergeben und die durch ihren Mißbrauch den Sturz von der Freiheit in die totalitäre Knechtschaft herbeiführen können. Erregend und in unseren Tagen häufig zitiert ist seine Voraussage am Schluß des ersten Teils der «Demokratie in Amerika» (1835) über die weltpolitische Machtsituation im 20. Jahrhundert: «Es gibt heute auf Erden zwei große Völker, die, von verschiedenen Punkten ausgegangen, dem gleichen Ziel zuzustreben scheinen: die Russen und die Angloamerikaner. Beide sind im Verborgenen groß geworden, und während die Blicke der Menschen sich anderswohin richteten, sind sie plötzlich in die vorderste Reihe der Nationen getreten, und die Welt hat fast zur gleichen Zeit von ihrer Geburt wie von ihrer Größe erfahren... Der Amerikaner kämpft gegen die Hindernisse, die ihm die Natur entgegenstellt; der Russe ringt mit den Menschen. Der eine bekämpft die Wildnis und die Barbarei, der andere die mit all ihren Waffen gerüstete Zivilisation: so erfolgen die Eroberungen des Amerikaners mit der Pflugschar des Bauern, die des Russen mit dem Schwert des Soldaten. Um sein Ziel zu erreichen, stützt sich der eine auf den persönlichen Vorteil und läßt die Kraft und die Vernunft der einzelnen Menschen handeln, ohne ihnen den Weg vorzuschreiben. Der zweite faßt gewissermaßen in einem Manne die ganze Macht der Gesellschaft zusammen. Dem einen ist Hauptmittel des Wirkens die Freiheit; dem andern die Knechtschaft. Ihr Ausgangspunkt ist verschieden, ihre Wege sind ungleich; dennoch scheint jeder von ihnen nach einem geheimen Plan der Vorsehung berufen, eines Tages die Geschichte der halben Welt in seiner Hand zu halten.»

Aber nicht nur in dieser Voraussage erweist sich ein Weitblick, der bisweilen ans Unheimliche grenzt. Sein Werk enthält eine Fülle von Gedanken, über Geist und Ungeist der Gleichheit und die Bedrohungen durch das Dogma der «égalité», über die Allmacht der Mehrheit und ihre Überspitzung, ihr Eindringen in Gebiete, wo sie nichts zu suchen hat; über das immer einseitigere Sekuritätsstreben in der demokratischen Gesellschaft; über den Drang der modernen Demokratien und der in ihnen lebenden Menschen zu fieberhafter Geschäftigkeit und wirtschaftlicher Betriebsamkeit auf Kosten der Kräfte des Denkens, der inneren

Sammlung und der vertieften Besinnung: — Erscheinungen und Gefahren, die uns erst heute, da sie sich immer bedrohlicher abzeichnen, in ihrer vollen Tragweite deutlich geworden sind¹.

Tocqueville übte auf seine Zeit und die nachfolgenden Generationen, vor allem in den angelsächsischen Ländern und im Deutschland des Vormärz einen starken Einfluß aus; in der Schweiz unter anderm auf Jacob Burckhardt, dessen politisches und kulturkritisches Denken ihm Entscheidendes verdankt und der sich durch ihn in eigenen Erkenntnissen bestärkt fühlen mochte. Vieles in den «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» könnte direkt aus Tocqueville stammen, auch wenn nicht auf ihn hingewiesen wird. Einen Hinweis bringt Burckhardt in den «Historischen Fragmenten», S. 218. Uns Schweizern ist Tocqueville (der die Legende von der «ältesten Demokratie», nicht eben zur Freude helvetischer Patrioten, auf ihr richtiges Maß zurückführte) besonders nahe durch seine klassische Untersuchung über die Gemeinde; deren Sinn und Bedeutung für die Erhaltung der Freiheit und der Gesundheit des Staates hat vielleicht keiner so tiefblickend, ja ergreifend dargestellt wie dieser Sprößling aus altem französischen Adel; er hatte den Mut, dem immer noch den Träumen einer Restauration nachhängenden Adel das Unausweichliche und Endgültige der Entwicklung zur Demokratie ebenso unverhüllt darzutun wie er den Revolutionären und Liberalen die Gefährdung der Demokratie durch ihre doktrinaire Interpretation und den formalistischen Mißbrauch ihrer Lehren mahnend deutlich machte. Über die Gemeinde schrieb er: «La commune est la seule association qui soit si bien dans la nature, que partout où il y a des hommes réunis, il se forme de soi-même une commune. La société communale existe donc chez tous les peuples, quels que soient leurs usages et leurs lois; c'est l'homme qui fait les royaumes et crée les républiques; la commune paraît sortir directement des mains de Dieu. Mais si la commune existe depuis qu'il y a des hommes, la liberté communale est chose rare et fragile.» Dann schildert er den Kampf um die Erhaltung der Gemeindefreiheiten in den erstarkenden Groß-Staaten und sagt ihre Schwierigkeiten voraus.

Den Gefahren der Zentralisierung widmet er Untersuchungen, die heute nicht nur für die Probleme innerhalb der Demokratien, sondern auch für die der europäischen Integration von fesselnder Gegenwartigkeit sind, wie etwa im Ringen zwischen der zentralistischen Konzeption der EWG und der föderalistischen Idee der EFTA. Liest man Tocquevilles eindringliche Schilderung der Folgen eines übermächtigen Verwaltungszentralismus, die notwendig die demokratischen Freiheiten wie auch das demokratische Fühlen schwächen und erschüttern, so wird einem das Grundsätzliche eines Kampfes um eine echte Föderation als der einzig gesunden Form europäischer Integration nachdrücklich bewußt. Das Denken und die Sicht Tocquevilles werden uns heute zu einer starken Hilfe in der Verteidigung jener Grundlagen, auf denen allein die modernen Demokratien Festigkeit, innere Ausgeglichenheit und Freiheit bewahren können.

*

¹ Die Werke von A. de Tocqueville erscheinen in einer neuen, textkritischen Gesamtausgabe, herausgegeben von J.-P. Mayer, im *Verlag Gallimard, Paris*; bis jetzt sind herausgekommen: «De la Démocratie en Amérique» (2 Bde.), «L'Ancien Régime et la Révolution» (2 Bde.), «Voyages» (2 Bde.) und «Correspondance» (3 Bde.). Auswahltexte in deutscher Sprache erschienen in der Sammlung *Kröner* («Das Zeitalter der Gleichheit»), im Verlag *Rascher, Zürich* («Autorität und Freiheit») sowie in einem *Fischer-Taschenbuch* («Die Demokratie in Amerika»; kurze Fragmente). Eine deutschsprachige Gesamtausgabe der *Werke und Briefe*, herausgegeben von J. P. Mayer, Prof. Eschenburg und Prof. Hans Zbinden, erscheint bei der *Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart*: «Über die Demokratie in Amerika» in neuer Übertragung von Hans Zbinden, mit einer Einführung von Th. Eschenburg: «Tocqueville in Deutschland», Bd. I, 1959 (LXVII u. 507 S.). (Bd. II erscheint im Herbst 1961.)

Außer seinen politischen Schriften, seinen Erinnerungen an die Februarrevolution und seinen Briefen hat uns Tocqueville eine Reihe von Reiseschilderungen und Tagebüchern hinterlassen, die alle erst nach seinem Tode erschienen sind. Von diesen ist der Bericht seiner Wanderung durch die damals kaum betretenen Urwaldwildnisse an den großen Seen Nordamerikas, mit seinen farbenreichen, ebenso präzisen wie dichterisch anschaulichen Bildern aus dem Indianer- und Grenzerleben jener Zeit, wohl der reizvollste².

Diesen Reisebildern, denen sich zahlreiche tagebuchartige Aufzeichnungen über Reisen in England, Irland, Nordafrika, Deutschland gesellen, war als Erstling vorausgegangen das Tagebuch einer Fahrt, die der junge Tocqueville im Jahre 1826/27 mit seinem Bruder Edouard nach Italien ausgeführt hatte; von diesem Tagebuch, das in einem Bändchen von 250 Seiten bestanden hatte, ist uns allein der Teil über die Sizilienfahrt erhalten, und auch dieser nicht vollständig. In dieser Schilderung des erst 22jährigen treten die bezeichnenden Züge seines Wesens schon deutlich zutage: seine scharfe, sichere Beobachtung, sein künstlerischer Sinn für die Schönheit der Landschaft, sein geschichtlich-soziologisches Denken, das Ganze getragen und beseelt von aufrichtiger Religiosität und sozialem Empfinden. In diesen Aufzeichnungen ist freilich nichts zu finden von dem späteren und heute so beliebten Reporterstil vieler Reisebücher, die bald extrem subjektiv, bald flüchtig von Bild zu Bild huschend und oft bewußt gemütskarg, kamerahaft Eindruck an Eindruck reihen. Wir spüren bei Tocqueville ein überaus sensibles, erregbares und zugleich beherrschtes Temperament, von innerer Wärme und Menschlichkeit durchpulst, die seiner Beobachtung Tiefe, Gültigkeit und etwas Ganzheitliches, Geschlossenes verleiht. Es waren die Eigenschaften, die ihn später, auf seiner großen Amerikareise und in England, Deutschland, Nordafrika, gereift und geschärft in seinem Denken und Erspüren des Werdenden, zu einem überlegenen Deuter gesellschaftlicher und politischer Entwicklung werden ließen. Eine zur Zeit Mode gewordene statistische Soziologie, die mit Umfragen ohne Zahl und oft ohne klares Ziel tieferen gesellschaftlichen Zusammenhängen auf die Spur kommen möchte, hätte von Tocqueville und seiner meisterlichen Methode noch manches zu lernen, um sich vor der Überschätzung mengenmäßiger Erhebungen auf Kosten des qualitativen Denkens zu bewahren³.

Der Bericht über die Sizilienfahrt, der uns in einer Abschrift seiner Freunde Gustave de Beaumont und Louis de Kergorlay erhalten ist, mündet aus in einen erdachten Dialog zwischen einem freiheitliebenden Sizilianer und einem hochmütigen Neapolitaner, der die Herrschaft Neapels über Sizilien vertritt; in diesem Gespräch werden die sozialen Nöte Siziliens, seine wirtschaftlichen Probleme in knapper dramatischer Gegenüberstellung mit wenigen Strichen umrissen.

Der leidenschaftlich bewegte Dialog läßt in scharfen Lichtern und Schatten die sozialen Ursachen des Niedergangs von Sizilien hervortreten. Die Darstellung erhält heute, da die Not und die Stagnation der sizilianischen Verhältnisse, mit ihren immer noch erschreckenden Gegensätzen von tiefster Armut und sorglosem Reichtum, von düsterer Maffia, Gangstertum und Korruption, neben ergreifender Gastlichkeit und schlichter Menschlichkeit, erneut zu entschlossener Wandlung aufruft, eine besondere Anschaulichkeit, ungeachtet der heute veränderten politischen Situation. Zugleich ist Tocquevilles Reisebericht wie ein frühes Aufblitzen von Motiven, die uns heute in Lampedusas «Der Leopard» in meisterlicher epischer Wucht und Plastik nahegebracht worden sind.

² In der nordamerikanischen Wildnis («Quinze jours au désert») erstmalig in deutscher Übersetzung, mit einer Einführung, von Hans Zbinden erschienen als Weihnachtsgabe des Verlags Hans Huber, Bern 1953; als Volksausgabe in den «Guten Schriften Bern» 1958. Als Bändchen der Reclam-Bücher, ergänzt durch die Skizze «Am Oneida-See», Stuttgart 1960.

³ Vergl. Oeuvres complètes, Bd. V: *Voyages en Sicile et aux Etats-Unis*, Paris 1937. (Tagebuch seiner Amerikareise.)

Die Handschrift der Sizilien-Reise besteht aus einem kleinen Quartband von 250 Seiten. Um dem Leser einen Begriff dieses ersten schriftstellerischen Versuches von Alexis de Tocqueville zu vermitteln, geben wir einige Ausschnitte daraus wieder, die wir wörtlich der Handschrift entnehmen; wir fügen weder Bemerkungen noch Glossen bei.

Tocqueville hatte mit seinem Bruder Eduard Neapel in den ersten Märztagen des Jahres 1827 verlassen. Seine erste Meerfahrt begann mit einem heftigen Sturm⁴.

Vorbemerkung von Gustave de Beaumont

Das Schiff, das wir bestiegen, war ein Segelschiff von fünfundsiebzig Tonnen.

Wir fuhren langsam, vor uns den herrlichen Anblick der Bucht von Neapel, im Ohr tönten uns noch die letzten Geräusche nach, die sich aus der volkreichen Stadt erhoben; das Ufer von Herkulanum zog an uns vorüber. Bald erblickten wir den Hügel, hinter dem Pompeji liegt. Es war schon Nacht, als wir uns nahe den Felsen von Capri befanden. Als wir am andern Morgen erwachten, hatten wir die steilen Felsen noch in Sicht; wir sahen sie den ganzen Tag; sie schienen uns zu verfolgen, wie Reue.

Diese Insel gleicht dem Horst eines Raubvogels; es ist die echte Wohnstätte eines Tyrannen. Hierher ließ Tiberius aus allen Teilen des römischen Reiches seine Opfer kommen; hier aber geschah es auch — und diese Vorstellung ist tröstlich —, daß er, von den Gebrechen eines schmachvollen Alters bedrückt, aller Dinge überdrüssig, selbst der Genüsse, die er im Anblick menschlicher Qualen zu finden dachte, und angeekelt von seinen ungeheuerlichen Lüsten, die Wahrheit aus der Tiefe seiner grausamen Seele entschlüpfen ließ. Aus Capri stammt jener Brief an den Senat, in dem er sagte: «Wozu euch, versammelten Vätern schreiben? Was habe ich euch zu sagen? Mögen die Götter mich schmachvoller verenden lassen als sie es tun, wenn ich es weiß⁵.»

Gegen Abend kam nach der Windstille, die uns festgehalten hatte, ein Westwind auf, und man begann zu kreuzen. Am Morgen war kein Land mehr in Sicht. Den ganzen Tag kämpften wir mit Gegenwind. Schon war das Meer zunehmend bewegt. Die Sonne war eben untergegangen; ich saß in der Kabine, den Kopf in meine Hand gestützt und ließ mein Auge über den Horizont schweifen; eine schwarze Wolke bedeckte ihn bisweilen. Ich bemerkte, wie sich in der Ferne der Wellenschaum von dieser dunklen Tönung abhob. Ich sah den Sturm voraus, ohne ihn für so nahe zu halten. Nun begannen wir tief in die Wogen zu tauchen, und der Gischt spritzte von allen Seiten über das Deck. Bald durchzuckten Blitze den Himmel, und der Sturm kündigte sich mit einem dumpfen und fernen Donner an. Ich erinnere mich, daß ich oft mit Freude das Nahen eines Gewitters beobachtet hatte. Es lag für mich etwas Erhabenes und

⁴ *Voyage en Sicile*, in *Oeuvres complètes*, tome V (Gallimard, Paris 1957). — In eckigen Klammern: Einschreibungen von de Beaumont; runde Klammern: von Tocqueville.

⁵ Suetonius, Tiberius 67.

Anziehendes in der Stille, die ihm vorausgeht, in dieser Art Sammlung und Erwartung der ganzen Schöpfung im Augenblick der Krise,^f die sich vorbereitet; wer jedoch einem gleichen Schauspiel auf uferlosem Meere nicht beige-
wohnt hat, weiß nichts von dem furchtbarsten Anblick, den die Natur bieten kann.

Als die ersten Donnerschläge krachten, herrschte auf dem Schiff einen Augenblick Aufregung. Vom Heck her erscholl die Stimme des Kapitäns, und der eintönige Ruf der Matrosen zeigte eine Änderung in der Steuerung des Schiffes an. Der Wind nahm mit erschreckender Schnelligkeit zu. Der Donner kam näher; mit jedem Blitz erhellte sich für einen Augenblick der weite Raum; alsdann sanken wir in völlige Finsternis zurück. Rings um uns brodelten die Wogen in unvorstellbarer Wucht. Es war wie ein ungeheurer siedender Dampfkessel. Mein Leben lang wird mir der tiefe Eindruck gegenwärtig sein, den ich empfand, als ich während eines Augenblicks der Ruhe hörte, wie eine Anzahl dumpfer Stimmen neben mir antwortend den Gesang eines Psalms wiederholte. Ich horchte, woher die Stimmen kämen, und ich sah, daß sie unter einem Segel hervordrangen, wohin sich zehn oder zwölf arme Reisende geflüchtet hatten. Welcher Philosoph hätte sich seiner Lehre so sicher gefühlt, daß er nicht versucht gewesen wäre, wie sie, im Anblick dieser furchtbaren Zeichen der göttlichen Allmacht, ein Gleiches zu tun?

Das Gewitter war schon fast über unseren Köpfen. Mehrmals hatten wir gesehen, wie der Strahl ziemlich nahe ins Meer hinabzuckte; wir fürchteten jeden Augenblick unterzugehen. Plötzlich packt uns eine Welle und schleudert uns völlig auf die Seite. Die Woge stürzt die Bänke um, dringt in die Kabinen ein; furchtbare Schreie ertönen von überall her, und ein Hund, der sich zwischen die Tonnen geflüchtet hatte, stößt ein Geheul aus, das die düsterste Begleitung bildete, die man sich vorstellen kann. Die Gefahr war drohend; sie dauerte jedoch nur eine kurze Weile; das Schiff richtete sich wieder auf. Ein fürchterlicher Regen löste die größte Gefahr des Gewitters; und obwohl das Meer noch stark stürmte, glaubte sich jeder inmitten der Wasserfluten, die uns überschwemmten, zur Ruhe begeben zu können. Zweifellos erschien uns allen die Nacht lang.

Als wir nach zwei Stunden Schlaf, der unaufhörlich durch das heftige Schlingern des Schiffes und das Tosen des Windes im Takelwerk unterbrochen wurde, wieder hell wach wurden, spürten wir, daß das Meer noch keineswegs beruhigt war. Wie nun aber die Sonne strahlend aufging, glaubte ich uns außer Gefahr und streckte den Kopf ganz vergnügt aus unserm Kabinenhäuschen: die Matrosen, von denen die einen sich an den Seilen festklammerten, andere sich auf die Masten stützten, schienen durch den Anblick einer einzigen Sache gebannt. Ihre Haltung drückte allgemeine Beunruhigung aus, und das Regungslose ihrer Stellung war erschreckender als die Aufregung der Nacht. Nun blickte ich prüfend zum Himmel: ein ungestümer Wind jagte vom Westen her eine gewaltige Regenwolke über unsere Köpfe hin; deutlich sah ich, wie ein

neues Gewitter herannahte. Nun suchte ich zu erkennen, was in der Ferne den Blick der Mannschaft derart fesselte; endlich sah ich durch den Nebel die verwischten Formen hoher Berge aufragen, die von Norden nach Süden hingelagert uns den Weg versperrten, während uns das einsetzende Gewitter und das Meer, dessen Wut beständig zunahm, darauf zutrieben. Ich kroch auf Deck, denn kein lebendes Wesen hätte auch nur einen Augenblick darauf gehen können, ohne ins Meer geschleudert zu werden, und indem ich mich an jeden Gegenstand anklammerte, erreichte ich schließlich die Ruderpinne; der Kapitän selbst hatte sie ergriffen; ich fragte ihn, ob er glaube, daß Gefahr bestehe. Der Mann schaute mich mit einem wilden Blick an und erwiderte mit rauher Stimme: «Credo così: allerdings glaube ich das», und weigerte sich, noch ein Wort beizufügen. Als ich in die Kabine zurückkehrte, ergriff mich ein alter Matrose am Ärmel und sagte zähneknirschend: «Weil Sie so versessen darauf waren, zu fahren, haben wir den Hafen verlassen. Sie werden gleich sehen, was für Folgen das für Sie und für uns haben wird.» In der Nacht hatte ich diese selben Leute von Mut und Hoffnung erfüllt gesehen; sie turnten damals im Tauwerk herum, und zwischen Wasser und Feuer schrieten sie uns im Vorbeigehen zu: «*È niente, Signori, una burasca*: es ist nichts, ihr Herren; es ist ein Sturm.» Diesmal jedoch, ich gestehe es, glaubte ich uns rettungslos verloren. Ich kehrte in das Kabinenhäuschen zurück; ich teilte Eduard die Lage mit und fügte hinzu, wir müßten uns bereit machen, um jede Gelegenheit zur Rettung zu ergreifen, obwohl ich keine sähe. In diesem Augenblick kam ein Matrose heran, um für die Seelen im Fegefeuer zu sammeln. Nun besannen wir uns auf die Religion, in der wir geboren und in der unser erstes Denken erzogen worden war; wir sprachen ein kurzes Gebet, und dann setzten wir uns an die Türe der Kabine. Ich verschränkte die Arme über der Brust und ließ in meinem Geiste die wenigen Jahre vorbeiziehen, die ich schon durchlebt hatte. Ich gestehe aufrichtig, daß mir in jenem Augenblick, da ich glaubte, bald vor dem höchsten Richter erscheinen zu müssen, das Ziel des menschlichen Daseins ganz anders als bisher erschien. Die Vorhaben, die ich bis dahin als die wichtigsten erachtet hatte, kamen mir nunmehr unsäglich nichtig vor, während das erhabene Bild der Ewigkeit, das sich unmittelbar vor mir erhob, alles andere hinter sich verschwinden ließ. Ich bereute nun bitter, nicht ein Gewissen zu haben, das auf alles gefaßt ist; ich fühlte, daß dessen Hilfe mir mehr als der menschliche Mut in einer Gefahr genützt hätte, gegen die man sich nicht verteidigen und gegen die man nicht angehen konnte. Am schlimmsten aber war mir zumute, als ich an diejenigen dachte, die wir in dieser Welt zurückließen. Als ich mir den Augenblick vergegenwärtigte, da ihnen die amtliche Nachricht das Ereignis meldete, spürte ich, wie sich meine Augen mit Tränen füllten, und ich wandte mich rasch etwas anderem zu, um nicht die Kräfte zu verlieren, die ich alsbald sehr nötig zu haben glaubte. Die Wolke entlud sich mit großer Gewalt über uns; die Wellen türmten sich jetzt riesengroß empor,

innert weniger Minuten sahen wir mehrere Inseln an uns vorüberjagen. Ich erfuhr nun, daß uns das Gewitter während der Nacht vierzig Meilen aus unserm Kurs geworfen hatte, mitten in die Liparische Inselgruppe hinein...⁶.

[Das Schiff, das für Palermo gemietet war, konnte der widrigen Winde wegen nicht dorthin gelangen; endlich aber kam ein kleiner Hafen, Olivieri, in Sicht.]

Man wird glauben, daß wir schrecklich ungeduldig waren, dieses armselige Holzhaus zu verlassen, in dem wir so üble Stunden verlebt hatten. Aber da man in diesem Lande, wo die Polizeimaßnahmen gegenüber den Reisenden im selben Verhältnis vervielfacht werden wie sie Diebe aller Art verschonen, darauf erpicht scheint, den Verkehr möglichst zu hemmen, erklärte man uns, wir müßten bis zum Mittag des nächsten Tages auf dem Schiffe verbleiben, bis zur Stunde, da es den Zollwächtern paßte, die Untersuchung vorzunehmen.

Endlich betraten wir am zwölften März nach beendeter Untersuchung einen nahen kleinen Strand. Wir sprangen auf dem Gras herum und riefen freudig: «Sizilien, endlich bist du unser!» Wir begannen alsbald das Land, das sich vor uns ausbreitete, zu durchwandern. Nie bot sich armen Menschen, die unter ihren Füßen noch das schwankende Deck eines Schiffes zu spüren meinten, ein köstlicherer Anblick. Am Ufer sah man nicht die langen, nackten Sandstreifen, die an den Küsten des Ozeans den Blick betrüben und die ja so gut zum düsteren Himmel jener Uferlandschaft stimmen. Hier netzte die Woge den Rasen. Dreißig Schritt vom Ufer entfernt standen Aloes, von gewaltiger Größe, indische Feigenbäume in langen Reihen und blühende Sträucher. Wir hatten den Winter in Italien zurückgelassen. Hier breitete sich der Frühling mit all seinen Farben und Düften vor uns aus. Ein Dorf lag zwei Flintenschüsse entfernt zwischen Oliven- und europäischen Feigenbäumen. Vor uns erhoben sich auf einem grünen Hügel die Ruinen eines Schlosses. In der Ferne stieg das Tal inmitten von Grün und Blumen steil an und bildete so ein ziemlich breites, nach Süden gelagertes Dreieck. So bot sich uns Sizilien zum ersten Male am Strand von Olivieri dar.

...

Hier beginnen wir zu verstehen, daß weder die Schönheit noch der natürliche Reichtum eines Landes über den Wohlstand seiner Einwohner entscheidet. Was uns zuerst auffällt, ist das völlige Fehlen von Glasfenstern. Das gilt ohne Ausnahme. ... Am 13. März machten wir uns vor Tagesanbruch auf den Weg. Die Karawane setzte sich wie folgt zusammen: An der Spitze ritt auf kräftigem Pferd ein Soldat, das Gewehr in der Hand, den Dolch am Gurte und seine Baumwollmütze auf dem Kopf.

⁶ Die Punkte bezeichnen Lücken im Manuskript, das Gustave de Beaumont nach Tocquevilles Tagebuch angefertigt hatte. Die Originalhandschrift Tocquevilles ist nicht erhalten geblieben. D. Üb.

Wir folgten ihm einer hinter dem andern, die einen im Sattel, die andern ziemlich unbequem hoch auf ein paar Gepäckstücken sitzend. Drei junge, barfüßige Bauern, mit der kupfernen Gesichtsfarbe der Mauren, liefen unaufhörlich von der Spitze ans Ende des Zuges, um unsere Maulesel anzutreiben, indem sie von Zeit zu Zeit den wilden Ruf ausstießen, den man nur in Sizilien kennt, und immerzu ihren Lieblingsfluch wiederholten: *kasso* —.

...

[Die Karawane durchquert einen Teil der Insel und kommt in Palermo an.]

...

Das erste, dessen man nahe der Stadt ansichtig wird, ist der Monte Pellegrino, der mit seiner kantigen und einsam ragenden Masse Palermo vor den Nordwestwinden schützt und den Scirocco furchtbarer macht. Man sagt, das Volk habe geglaubt, Napoleon, falls er sich der Insel bemächtige, werde jenen Berg ins Meer werfen lassen. Nichts veranschaulicht vielleicht besser die übernatürliche Macht, die dieser Mann über den Geist seiner Zeitgenossen auszuüben vermochte.

...

Am siebzehnten März verließen wir Palermo.

...

... Nachdem wir zwei Stunden durch die einsame Gegend gewandert waren, gab uns der Führer ein Zeichen und wies uns auf etwas hin, das sich in der Ferne auf einem Hügel erhob. Überrascht gewahrten wir einen vollkommen erhaltenen, einsam aufragenden griechischen Tempel. Hier lag einst Segesta. So sehr wir seit unserem Betreten Italiens gewohnt waren, Ruinen aller Zeiten und jeglicher Gestalt zu betrachten und an erschreckendem Beispiel die Hinfälligkeit menschlicher Dinge zu erkennen, so war es uns bisher noch nicht begegnet, daß wir plötzlich inmitten einer Wildnis auf den Leichnam einer großen Stadt stießen. Noch nie hatte uns ein Eindruck derart überwältigt. Regungslos blieben wir stehen; wir versuchten, uns diese erhabenen Überreste antiker Pracht, umgeben von andern Tempeln, Palästen, Toren, vorzustellen. Auch hätten wir dem Boden die Fruchtbarkeit zurückgeben wollen, die Segesta von Beginn an so mächtig werden ließ, und dann freuten wir uns, in der Nähe dieses antiken Riesenbauwerkes keine neuzeitlichen, kleinen Häuser zu sehen...

... Bald gelangten wir an die steilen Ufer eines Wildbachs. Es ist der Xanthus; weiter entfernt fließt der Simois. Weshalb fesseln uns diese troianischen Namen, die Ruinen dieser troianischen Stadt und allgemein die Erinnerungen an das klassische Altertum stärker als die, welche sich mit neueren Zeiten oder sogar mit uns ganz nahestehenden Ereignissen verbinden?

...

... Selinunt verlassend gehen wir bald am Gestade dahin, bald durchwandern wir Täler ohne Bäume und Bewohner...

...

... Man könnte tatsächlich sagen, daß es, so unglaublich dies zunächst erscheinen mag, in Sizilien keine Dörfer gibt, sondern lediglich Städte, und solche in ziemlich großer Zahl. Ist man acht oder zehn Meilen weit durch eine fast völlig einsame Gegend gewandert, so ist man höchst überrascht, plötzlich auf eine Stadt von zwanzigtausend Seelen zu stoßen, die sich uns weder durch eine große Straße noch irgendein Geräusch von weitem angekündigt hat. Hieher hat sich das bißchen Gewerbe und Wohlstand zurückgezogen, so wie in einem gelähmten Körper die Wärme nach und nach zum Herzen zurück flieht. Die Ursache dieser eigenartigen Erscheinung läßt sich leicht angeben: Die einzigen großen Grundbesitzer Siziliens sind die Adligen und hauptsächlich die Ordensgemeinschaften; diesen beiden Menschengruppen liegt jeglicher Gedanke an Verbesserung sehr fern, und sie haben sich seit langem an das ihnen notwendige Einkommen gewöhnt. Die Adligen verschwenden es in Palermo oder in Neapel, ohne sich ihrer Güter in Sizilien in anderer Weise zu erinnern, als durch die Empfangsbescheinigungen, die sie dorthin senden. Wie man uns sagte, gibt es sogar eine große Zahl, die ihren Grundbesitz nie betreten hat. Was die Mönche angeht, die ihrer Natur nach Gewohnheitsmenschen sind, so verzehren sie gemächlich ihre Einkünfte, ohne an deren Vermehrung zu denken. Das Volk jedoch, das am Grundbesitz nur wenig oder gar nicht teilhat und das seine Ernten nicht absetzen kann, verläßt nach und nach das Land. Wie wenig Einwohner es braucht, um ein riesiges Stück Land schlecht zu bebauen, weiß man. Die Umgebung von Rom bezeugt es.

Wer die Küsten Siziliens vom Meere her besucht, könnte leicht glauben, die Insel sei reich und blühend, derweil es in der Welt kein elenderes Land gibt; er hielte sie für bevölkert, während ihre Äcker verlassen sind und es bleiben werden, bis die Güteraufteilung und der Absatz der Erzeugnisse dem Volk genügend Anreiz geben, um wieder dahin zurückzukehren...

[Nachdem die Reisenden durch Siacca und Sicaliana gekommen sind, wandern sie nach Girgenti weiter.]

... An dieser Stelle angekommen, sieht man die gewaltige Stadtmauer, die Girgenti (Agrigent) umgab. Wir schätzten ihren Umfang auf nicht weniger als fünf bis sechs Meilen. Fast alles, was an Altertümern noch da ist, befindet sich auf dieser natürlichen Mauer, die dem Meere zugekehrt ist. Wir sahen zuerst den Tempel der Geburtsgöttin Juno; mehrere seiner Säulen und sein Fries sind eingestürzt. Dann gingen wir hinüber zum Tempel der Concordia.

Dieser ist außerordentlich gut erhalten, wie ich es nie gesehen habe. Giebel, Fries, Inneres, nichts fehlt; die Zeit hat alles verschont. Sie hat mehr getan, sie hat ihm eine wunderbare Tönung verliehen; und zweifellos bietet er sich unseren Blicken schöner dar als denen, die ihn vor ungefähr zweitausendfünfhundert Jahren erbaut haben. Diese Tempel gleichen völlig dem von Segesta, nur sind sie kleiner; das gleiche Säulenmaß, die gleiche Schlichtheit der Linien, die gleiche Anordnung der übrigen Teile.

Es ist seltsam, daß die Griechen, die eine so wandelbare Einbildungskraft hatten, niemals daran gedacht haben, die einmal angenommene Bauweise irgendwie zu ändern. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich meine darin eine Kraft des Glaubens an das Schöne und Große zu sehen, die nur einem Volke eigen ist, das sich mit so außergewöhnlicher Begabung in allen Künsten auszeichnete.

Immer auf der gleichen Linie wie diese Tempel, aber weiter weg, befinden sich die Überreste des Jupiter-Tempels. Diese Reste sind insofern bemerkenswert, als sie auf ein Bauwerk hindeuten, das größer ist als irgendeines von denen, die uns das Altertum hinterließ. Die Griechen und sogar die Römer, deren Geist und deren Art, die Dinge dieser Welt zu behandeln, so viel Größe aufweist, sind in der Kunst im allgemeinen nie dem Geschmack für das Gigantische verfallen. Sie hielten mit Recht dafür, daß es schwieriger ist, etwas sehr schön als sehr groß zu machen und fast unmöglich, zugleich sehr schön und sehr groß zu bauen...

...

[Die Reisenden wandern durch die fruchtbare Ebene der Laestrigonen von Girgenti nach Catania.]

In Catania angekommen, wollten wir am gleichen Abend nach Nicolosi weiterreisen und in der Nacht die große Besteigung des Ätna wagen... Wir reisten um vier Uhr nach Nicolosi weiter...

... Nach dem Verlassen der Stadt überquert man einige Äcker; dann betritt man Lava, die alt, aber noch unbebaut und scheußlich ist. Von hier aus hat man den besten Blick auf Catania inmitten seiner Wäldchen und der Lava, die es umgeben...

... Bald verläßt man die Lava, und ohne Übergang befindet man sich in einer bezaubernden Gegend, die uns überall in Erstaunen versetzen würde und uns in Sizilien entzückt. Es sind lauter Obstgärten, von Hütten und hübschen Dörfern belebt; hier ist kein ungenützter Raum: alles atmet Wohlstand und Fülle.

Auf den meisten Feldern sah ich Getreide, Weinreben und Obstbäume, die in Gemeinschaft wachsen und gedeihen. Ich fragte mich, während ich dahinschritt, woher dieser große örtliche Wohlstand herrühren möge. Man kann ihn nicht allein dem Reichtum des Bodens zuschreiben, da ganz Sizilien ein sehr fruchtbares Land ist, das sogar weniger Bewirtschaftung erfordert als andere Länder. Die erste Erklärung für diese Erscheinung fand ich in folgendem: Vom Ätna aus, der zwischen zweien der größten Städte Siziliens, Catania und Messina, liegt, ist nach diesen beiden Seiten hin ein Absatz für die Erzeugnisse möglich, den es weder in der Inselmitte noch an der Südküste gibt. Die zweite Erklärung, zu der ich mich nur widerstrebend bequemte, erschien mir schließlich überzeugender. Da die Landgüter in der Umgebung des Ätna furchtbaren Zerstörungen ausgesetzt sind, wurden die Adligen und die Mönche ihrer über-

drüssig, und das Volk ist zum Grundbesitzer geworden. Jetzt besteht die Güterzerstückelung fast uneingeschränkt. Jeder besitzt Boden, mag dieser noch so winzig sein. Hier findet sich das einzige Gebiet Siziliens, wo der Bauer Grundeigentum besitzt.

Woher kommt es nun aber, daß diese weitgehende Güterzerstückelung, die so viele verständige Leute in Frankreich für ein Übel halten, in Sizilien als etwas Gutes, ja, sehr Gutes, anzusehen ist? Das ist leicht zu verstehen, und man kann dieses Beispiel so vielen anderen beifügen, die beweisen, daß es unter der Sonne keine absoluten Grundsätze gibt.

Ich begreife durchaus, daß in einem Lande mit hoher Bildung, wo das Klima zur Tätigkeit anspornt, wo alle Klassen sich bereichern wollen, wie zum Beispiel in Frankreich und hauptsächlich in England, die Güterzerstückelung der Landwirtschaft und damit der Landeswohlfahrt schaden muß, weil sie jenen Leuten die bedeutenden Mittel der Verbesserung und sogar des *Handelns* vorenthält, die gewillt und fähig wären, sie zu nützen; wenn es dagegen darum geht, ein armes, halb gelähmtes Volk, dem das Ausruhen ein Vergnügen ist und dessen obere Klassen in ihrer ererbten Faulheit oder in ihren Lastern erschlaft sind, anzuspornen und aufzuwecken, dann kenne ich kein wirksameres Mittel als die Güteraufteilung. Wäre ich also König von England, so würde ich den großen Grundbesitz begünstigen, und wäre ich Herr über Sizilien, so würde ich mit all meiner Macht den Kleingrundbesitz ermutigen; da ich weder das eine noch das andere bin, wende ich mich schleunigst meinem Tagebuch zu.

... Es war Nacht als wir in Nicolosi ankamen.

... Um elf Uhr abends klopfte man an unsere Tür, um uns zu sagen, wir sollten uns bereit machen...

Sobald wir draußen waren, prüften wir als erstes das Aussehen des Himmels. Hoherfreut stellten wir fest, daß der Wind nachgelassen hatte und daß man die Sterne sah; nur der Mond fehlte. Tiefe Finsternis umgab uns. Indessen entdeckten wir bald, daß wir weite Ebenen vulkanischer Asche durchquerten, in die unsere Maultiere mit ihren Hufen tief einsanken. Etwas später schien uns, daß wir das Trümmerfeld eines ausgedehnten Lavaflusses betraten. Endlich erreichten wir einen Waldgürtel...

Hier nahm uns alle eine tiefe Stille auf. Dieser nächtliche Marsch durch eine der ältesten Waldungen der Erde, die wunderlichen Bilder, die unsere Laterne auf den knorrigen Eichenstämmen erzeugte, die Erinnerung an Fabelwesen, die sich um uns herum zu regen schienen, und selbst das Rascheln der Blätter, durch die wir schritten, all das tauchte uns in eine unwirkliche Welt...

...

Endlich langten wir am Fuß des obersten Kegels des Ätna an. Wir erkannten die kleinsten Einzelheiten, und schon wähten wir uns dem Krater greifbar nahe. Darin täuschten wir uns, wie man sehen wird. Um bis an die Stelle zu gelangen, der wir uns so nahe geglaubt, brauchten wir noch eine Stunde, und

eine Stunde des ermüdendsten Marsches, den ich je in meinem Leben gemacht habe. Man klettert zuerst während ungefähr zwanzig Minuten über einen Eis-
hang, der von sehr spitzen und sehr glatten Unebenheiten übersät ist, auf denen der Fuß schwer Halt findet. Dann betritt man die letzte Erhebung, die der ständige Aschenregen aufgehäuft hat und deren Hang infolgedessen sehr steil ist. Auf diesem rutschenden Boden, der dachartig abfällt, kann man keinen Schritt tun, ohne tief einzusinken und oft mehr als klafterlang zurückzugleiten. Ich hatte das Unangenehme eines solchen Marsches bereits beim Besuch des Vesuvs erfahren. Hier war es jedoch ganz anders: zur Schwierigkeit, auf einem solchen Wege vorwärtszukommen, kam die des Atmens in einer solchen Höhe; und diese beiden Hindernisse steigerten sich wechselseitig. Wir befanden uns ungefähr tausendsiebenhundert Klafter (über zehntausend Fuß) über Catania. Die Luft war dünn und doch nicht leicht. Die vulkanischen Ausdünstungen erfüllten sie mit schwefligen Giftstoffen. Alle zehn oder fünfzehn Schritte mußte man stehen bleiben. Wir warfen uns dann auf die Asche nieder und fühlten während mehrerer Sekunden in der Brust heftiges Herzklopfen. Mein Kopf war wie in eine eiserne Haube gepreßt. Eduard gestand mir, er sei nicht sicher, bis hinauf zu gelangen.

Wir machten einen dieser Zwangshalte, als der Führer, in die Hände klat-
schend, mit einem Ton, den ich noch jetzt höre, ausrief: «Die Sonne, die Sonne». Wir wandten uns sogleich nach Osten; der Himmel war von Wolken verhangen, dennoch drang die Sonnenscheibe wie ein Ball glühenden Eisens durch die Hindernisse hindurch und schwebte als Halbkugel über dem griechischen Meer. Die Fluten färbten sich rot und violett und tauchten die Berge Kalabriens, die sich vor uns erhoben, wie in Blut. Es war ein Schauspiel, das man nur einmal in seinem Leben erblickt, einer jener Anblicke der strengen und furchterregenden Naturschönheiten, der uns zur Selbstbesinnung führt und uns in unserer Kleinheit erdrückt. Dieses Großartige vermischte sich mit Traurigem und seltsam Düsterem. Das ungeheure Gestirn sandte nur ein fahles Licht aus. Es schien sich eher in den Himmel hinauf zu schleppen als in ihm emporzusteigen. So wird es gewiß, sagten wir uns, am letzten Erdentag aufgehen.

Dieser Anblick gab uns die Kraft zurück, die uns zu fehlen begonnen hatte. Wir strengten uns mächtig an, und in wenigen Augenblicken langten wir am Kraterrande an. Nur mit Entsetzen blickten wir hinab. . . Schneeweißer Rauch wirbelte herauf und jagte sausend über die Tiefe hin, die er uns verbarg; er stieg bis zum Rand der ungeheuren Schüssel empor, hielt alsdann schwebend inne, sank wieder hinab, drang erneut herauf; nur wenig trennte sich davon, aber es genügte, um eine Wolke zu bilden, die einen Teil des Himmels bedeckte, und in die wir uns oft wider Willen eingehüllt fanden.

Kaum war die Sonne über den Meereswogen höher gestiegen, sahen wir sie in einen Wolkenstreifen eintauchen. Bald trat sie funkelnd daraus hervor.

...

Rings herum breitete sich das Meer, und Sizilien, sich in ein Dreieck verjüngend, lag vor unseren Augen.

Der Schatten des Ätna erstreckte sich bis zur Umgebung von Trapani und bedeckte fast die ganze Insel mit seinem unermeßlichen Kegel. Dieser Schatten war aber nicht reglos. Er bewegte sich stetig wie ein lebendes Wesen. Er ward von Sekunde zu Sekunde kleiner und gab auf seinem Rückzug fortwährend ganze Bezirke dem Blick frei. Die Insel kam uns eher höckerig als gebirgig vor. Man sah inmitten ihrer unzähligen Hügel eine blaue Linie sich dahinschlängeln: es war ein Fluß; eine kleine weiße Tafel entpuppte sich als ein See; etwas das in der Sonne glänzte, deutete auf eine Stadt hin. Was die armen Menschen angeht, hätte man, um sie zu erkennen, das Auge dessen haben müssen, der mit gleicher Leichtigkeit ein Insekt und den Ätna schuf. . .

Hier also, sagten wir uns, ist es nun endlich, dieses Sizilien, das Ziel unserer Reise, seit so vielen Monaten der Inhalt unserer Gespräche, hier liegt es in seiner ganzen Ausdehnung uns zu Füßen. Mit einer Drehung um uns selbst können wir es in einem Augenblick überfliegen; unser Auge erfaßt alle seine Punkte; fast nichts von ihm entgeht uns, und es füllt den Horizont bei weitem nicht aus. Wir kamen aus Italien; unsere Füße waren über die Asche der größten Menschen geschritten, die es jemals gab, und wir hatten den Staub seiner Ruinen geatmet; die Größe der Geschichte hielt uns in Bann. Hier jedoch sprach noch ein anderes die Einbildungskraft an: Alle Dinge, die wir wahrnahmen, alle Gedanken, die unseren Geist bestürmten, trugen uns in die Urzeit zurück. Wir rührten an die ersten Zeitalter der Welt, an jene Zeiten der Einfachheit und Unschuld, da weder die Erinnerung an Vergangenes die Menschen bedrückte noch die unbestimmte Zukunft sie erschreckte; da sie, froh des gegenwärtigen Glückes, vertrauend auf seine Dauer, pflückten, was die Erde ihnen ohne Bebauung bot; und durch die Reinheit ihres Herzens den Göttern nahe, gewahrten sie noch bei jedem Schritt deren Spuren und lebten sozusagen in ihrer Mitte; hier kündet uns die Fabel von den ersten Menschen. Hier ist die Heimat der Gottheiten der griechischen Mythologie. In der Nähe dieser Stätten entführte Pluto Proserpina ihrer Mutter; im Gehölz, das wir eben durchschritten hatten, hielt Ceres in ihrem raschen Laufe inne und setzte sich, von vergeblichem Suchen ermattet, auf einen Felsen, und obwohl Göttin, weinte sie, wie die Griechen berichten, weil sie Mutter war. In diesen Tälern hütete Apollo seine Herden; diese Waldungen, die sich bis ans Meeresufer erstrecken, erschallten vom Klang der Flöte des Pan; in ihren Schatten verirrten sich die Nymphen und atmeten sie ihren Duft. Hier floh Galathea vor Polyphem und Acis; sterbend unter den Schlägen seines Nebenbuhlers verzauberte er noch diese Gestade und vererbte ihnen seinen Namen. . . In der Ferne erblickt man den See des Herkules und die Felsen der Zyklopen.

Land der Götter und der Helden! Armes Sizilien! Was ist aus deinen glanzvollen Träumen geworden?

[Einige Tage später verließ Tocqueville Sizilien, um die Liparischen Inseln und vor allem die Vulkaninsel Stromboli zu besuchen. Dort hält ihn ein Gegenwind fest. Dieser Aufschub währt mehrere Tage, und er kommt sich an diesem verlassenen Ort wie angekettet vor, ohne die Dauer seiner Gefangenschaft zu kennen, mannigfaltige Eindrücke, die er im folgenden beschreibt.]

Wir fanden uns auf diesem glühenden Felsen inmitten des Meeres von der ganzen Welt getrennt, in einer Stimmung von Verlassenheit und Vereinsamung, die mit ihrem ganzen Gewicht unsere Einbildungskraft belastete und sie bedrückte.

...

Als wir uns von diesem Eindruck etwas erholt hatten, sann wir auf Beschäftigung in unserer Muße: denn daran fehlte es uns nicht, und wir hätten die Zeit um ein Nichts hergegeben, die man oft so hoch bezahlen möchte.

Eines Tages saß ich im Sand, den Kopf in die Hände gestützt, den Blick aufs offene Meer gerichtet, und ohne Unterlaß die traurigsten Gedanken wälzend. Ich sah, wie sich uns eine Barke langsam näherte; sie war mir lästig, denn sie war mit Leuten gefüllt, die herannahend mit lauter Stimme sangen. Es war eine arme Fischerfamilie, Gatte, Frau und Kinder; mindestens drei Generationen waren da beisammen. Alle ruderten; bald hatten sie das Gestade erreicht. Der Vater und die ältesten Kinder sprangen ins Wasser und zogen die Barke auf den Strand. In diesem Augenblick sah ich ein Kind von zwei oder drei Jahren, halb nackt, aus einer der Hütten der Küste herauskommen; es eilte auf allen Vieren laufend herbei und stieß laute Freudenrufe aus; alsbald richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Kind; kaum hatte eine Frau mittleren Alters, die in diesem Augenblick aus der Barke stieg, es erblickt, ging sie auf das Kind zu, nahm es in die Arme und hob es alsbald hoch, überschüttete es mit Zärtlichkeiten und sagte ihm unzählige Dinge, die ich nicht verstand. Bald waren alle mit ihm beschäftigt; jeder sprach mit ihm; man reichte es von Hand zu Hand; die Männer legten den Fisch vor ihm nieder und ließen es die Schuppen berühren; alle Kinder boten ihm irgendeine Kleinigkeit des Fischzugs an, den man eben unternommen hatte, und selbst die Allerkleinsten zogen sich voller Freude erst zurück, nachdem sie ihm mit vieler Mühe ein Muschelband um den Arm gelegt hatten. Es war ohne Zweifel der Jüngstgeborene der Familie.

Nie in meinem Leben habe ich wie in diesem Augenblick das Furchtbare des Exils und die Wirklichkeit der Liebe zur Heimat begriffen, die uns ungeachtet aller Hindernisse und Gefahren von so weit her zu ihr zurückführen. Der Gedanke an Frankreich und alles, was dieses Wort umschließt, stürzte sich auf mich wie auf eine Beute. Ich fühlte mich von so brennender Sehnsucht nach einem Wiedersehen ergriffen, wie ich es in solcher Weise nie erlebt habe, und

ich weiß nicht, was ich nicht geopfert hätte, um mich plötzlich an seine Gestade versetzt zu finden. Man begreift das Wohltuende der Heimat, solange man in ihrem Schoße lebt, ebenso wenig wie das Glück, während man es erlebt. Aber entfernt euch von ihr oder seid unglücklich, und überlaßt euch der Erinnerung. Ihr werdet dann die Dinge in ihrem wahren Wert schätzen lernen; oder vielmehr ihr werdet nichts lernen, denn all diese Dinge sind uns nur deshalb so schön, weil sie uns entrissen sind. In fremder Erde verwundet uns alles, oft sogar die Freude. Alles dagegen, was man zu Hause nicht bemerkt, was uns durch Gewöhnung gleichgültig, fad, sogar langweilig geworden war, all das kommt uns im Exil wieder in den Sinn, nicht wie wir es in unserer Heimat erlebt haben, sondern farbenreich, voller Leben, ganz erfüllt von Reizen, die wir erst jetzt gewahren; und was uns nicht glücklich werden ließ, ist jetzt mächtig genug, um uns unglücklich zu machen...

...

Ich erinnere mich, daß ich mir, als ich vor der erwähnten Zeit die Möglichkeit der Gefangenschaft erwog, auf die sich vorzubereiten nach den Erfahrungen der letzten vierzig Jahre nichts Lächerliches an sich hatte, eine fast angenehme Vorstellung dieses so gefürchteten Ortes zu bilden vermochte. Ich bildete mir ein, es müsse einem Menschen, der mit seinen Büchern, mit Papier und Feder eingesperrt sei, leicht fallen, die Stunden angenehm zu verbringen. Überdies nimmt uns das bürgerliche Dasein so in Anspruch, daß man eine Menge Studien wirklich nur im Gefängnis betreiben kann. Und damals erstaunte es mich, daß so viele Leute, die in all den darin verbrachten Jahren Bände hätten schreiben sollen, herauskamen, ohne irgend etwas getan zu haben.

Der Aufenthalt auf Stromboli gab mir dafür die Erklärung und bewies mir, daß ich mich irrte. Obwohl die Zeit unser größter Feind war, konnten wir uns nie entschließen, sie durch Beschäftigung zu bekämpfen. In dem verlockenden Bild, das ich mir vom Gefängnis gemacht hatte, hatte ich in der Tat nicht eingerechnet die Sorge um die Zukunft, die unbestimmte Dehnung der Gegenwart und vor allem das Fehlen bestimmter Ziele. Man sagt dem Geist nicht: arbeite, wie man zu einem Handlanger sagt: grabe oder hacke. Es braucht eine Sache, einen Antrieb, damit er sich in Bewegung setze, und die Zukunft eines Gefangenen kann sehr entrückt sein, so wie sie morgen zu Ende gehen kann. Wozu etwas beginnen, das man nicht sicher beenden kann, das vielleicht weder für einen selbst noch für andere jemals nützlich oder angenehm sein wird? Und überdies lastet auf uns die sich langsam hinschleppende Zeit. Die Sicht auf gleichartige Stunden und Tage entmutigt. In allem bedarf es, um anzufangen, einer Anstrengung. Wozu soll man sich dazu jetzt statt erst in einem späteren Zeitpunkt aufrufen, heute statt erst morgen? Wer drängt uns? Wo ist der Anreiz? Die Langeweile, diese Art einer so durchdringenden Langeweile, die nicht bloß dem Müßiggang, sondern auch einer drückenden Lage entspringt, stumpft alle Fähigkeiten ab, macht das Herz mutlos, löscht die Einbildungs-

kraft aus, und schließlich stirbt man wie der Geizhals inmitten seiner Reichtümer...

[Im Augenblick indessen, da die Reisenden sich für immer durch ein widriges Los auf dem Felsen des Stromboli gefangen wähnen, bringt ihnen ein günstiger Wind die Freiheit und erlaubt die Fortsetzung ihrer Reise.

An einer gewissen Stelle seines Berichtes führt Tocqueville zwei mehr oder minder erfundene Personen ein, einen Sizilianer (Don Ambrosio) und einen Neapolitaner (Don Carlo), die er schildert und deren Unterhaltung er erzählt; in ihrem Zwiegespräch erkennt man die Zusammenfassung seiner eigenen Eindrücke von Neapel und Sizilien] ...

...

... Sie waren beide im Mannesalter, im übrigen aber unterschieden sie sich so stark voneinander, daß man glauben konnte, der Ozean habe sie auf entgegengesetzten Ufern zur Welt kommen gesehen...

Beim ersten (Don Ambrosio) erhielt man gleich den Eindruck eines heruntergekommenen Menschen. Es war in ihm ein derartiges Gemisch von Kraft und Schwäche zu sehen, daß sein Anblick Mitleid erregte; seine Augen zeigten ständig einen verdrießlichen und unzufriedenen Ausdruck, obwohl man aus der Lebhaftigkeit seines Blicks, aus dem Geist, der ab und zu darin aufblitzte, erschloß, daß ihm Empfindungen des Vergnügens oder Aufschwünge der Freude nicht fremd gewesen wären, wenn er geglaubt hätte, er könne sich ihnen unbesorgt hingeben. Ich bezweifle, daß das Gesicht dieses Mannes, in welcher Zeit immer ihn der Himmel hätte geboren werden lassen, je Güte ausdrücken könnte; die langwährende Geduld jedoch, die er sich anscheinend hatte aneignen müssen, hatte sein Gemüt wie unter einer schweren Last von Entrüstung und Zorn niedergedrückt, die ihn um so mehr beugte, als er in der Zukunft keinerlei Hoffnung zu sehen schien, sich je davon zu befreien.

So ungünstig der Eindruck war, den der Anblick dieses Mannes erregen mußte, so war sein Gefährte noch abstoßender. Bei ihm zeigte sich kein Zug, keine Regung, kein Wort, das nicht jene frech-fröhliche Verderbtheit verriet, von allen die ärgste und die widerlichste.

In der Erniedrigung des ersten war noch etwas von natürlicher Menschenwürde aufrecht geblieben. Diese Würde ging dem zweiten gänzlich ab; sein Blick drückte Dünkel und Schwäche zugleich aus. Mit einem Wort, es war ein Kind, aber ein verdorbenes Kind.

Indessen gab es zwischen diesen beiden Männern etwas Verbindendes; ihnen beiden schien seit langem Doppelzüngigkeit zur Gewohnheit geworden; beim ersten aber war es eher noch eine bittere Frucht der Not und der Knechtschaft; vom zweiten konnte man glauben, daß er nur deshalb hinterging, weil der Betrug der kürzeste und der bequemste Weg ist, um zu einem Ziel zu kommen.

Dennoch waren diese zwei so verschiedenartigen Männer unter dem gleichen Himmelsstrich geboren, Untertanen des gleichen Monarchen, sie unterstanden den gleichen Gesetzen.

Bald nachdem wir uns ihnen genähert hatten, nahm der Neapolitaner (Don Carlo) das Wort:

«Wie denn, Don Ambrosio?» fragte er spöttisch seinen Gefährten, «entweder täusche ich mich sehr, oder mir scheint, daß wir auf einen gebahnten Weg kommen. Wäre diese weite Ebene nicht unbebaut, könnte man beinahe vermuten, man sei in einem zivilisierten Lande.»

Der Sizilianer erwiderte nichts, und der andere fuhr fort:

«Gib zu, daß man, wie ich, durch Not arg bedrängt oder, wie diese Reisenden, vom schlimmen Drang des Reisens geplagt sein muß, um die entzückenden Gestade von Neapel zu verlassen und sich derart in euren Einöden zu verlieren.» «Don Carlo», antwortete der Sizilianer finster und verkrampft, «ich bitte Euch, sprechen wir nicht über einen solchen Gegenstand, der seiner Natur nach keinem von uns beiden angenehm sein kann. Ihr wißt, daß Sizilien nicht immer das gewesen ist, was es heute ist. Es gab eine Zeit, die uns zweifellos sehr fern liegt, da eine einzige unserer Städte mehr Einwohner hatte als in diesen Tagen des Elends und der Trauer die ganze Insel aufweist. Damals schritten die Sizilianer an der Spitze des Menschengeschlechts; unsere Schiffe fuhren bis an die Küste des Ozeans. Unsere Künste, unsere Einbildungskraft und unsere Sitten veredelten unsere Nachbarn; die Fruchtbarkeit unserer Felder und der Mut unserer Soldaten waren in der ganzen Welt berühmt, das Gold strömte in breiten Wogen durch unsere glücklichen Städte...»

Bei diesen Worten wurde Don Ambrosio durch ein helles Lachen des Neapolitaners unterbrochen; er biß sich auf die Lippen und schwieg.

«Ja, zur Zeit von Dionysos dem Tyrannen⁷ war etwas Wahres in alledem, erwiderte sein Gefährte... Aber wozu so sehr die Vorzüge rühmen, die ihr nicht mehr besitzt?... Vor zwei- oder dreitausend Jahren standen eure Landgüter tatsächlich in Blüte, aber heute sind sie verlassen und unbewohnt; eure Städte waren groß und reich, jetzt hingegen sind sie klein und armselig. Ihr beherrscht das Meer mit euren Schiffen, und nun sind eure Häfen versandet. Einst glänztet ihr durch die Künste und die Gabe des Geistes, jetzt aber fehlt es euch an den einfachsten Bequemlichkeiten des Lebens; und welches Land in der Welt ist unwissender als Sizilien? Und, endlich, ihr habt keine Soldaten mehr; ihr wäret übergücklich, fändet ihr genügend Arme, um eure Felder zu bebauen!»

Das Gewitter, das sich seit langem im Herzen des Sizilianers ballte, brach bei diesen letzten Worten los; er schrie: «Allzu hart ist es, zu sehen, wie die Urheber unseres jüngsten Verderbens sich vor uns der Frucht ihrer abscheu-

⁷ Tyrann von Syrakus (430—367).

lichen Machenschaften rühmen. Wem schulden wir dieses unsagbare Elend, das uns niederdrückt? Wen sollen wir anklagen wegen des ununterbrochenen Niedergangs und der gänzlichen Vernichtung eines Volkes? Wen? Wenn nicht euch. Und ihr seid es, die heute kommt, um mit unseren Ruinen zu spielen, in einer Ödnis zu scherzen, die von euch gemacht wurde, und ein Elend zu beleidigen, das euer Werk ist!... Seit Sizilien eurer Macht erlag, nicht durch eure Eroberung, sondern statt der euren durch die eines anderen; seit Verträge es unter eure Herrschaft brachten — haben wir seither jemals in euch, ich sage nicht Mitbürger, die ihr für uns immer hättet sein sollen, aber Herren gefunden, die ihr eigenes Wohl suchten und es in dem unsrigen herbeiwünschten? Könnte man sich ohne das traurige Beispiel, das wir geben, vorstellen, daß man während einer langen Folge von Jahren gegen ein ganzes Volk ein Unterdrückungsverfahren anwandte, das für das Volk wie auch für den Fürsten so verhängnisvoll war, daß jenes schließlich diesem und dieser jenem unnütz ward?»

«Seid ihr nicht selbst», gab der Neapolitaner heftig zurück, «eure grausamsten Unterdrücker? Hat je eine Tyrannei, angenommen es bestehe eine solche, gemeinere Werkzeuge zu ihrer Verfügung gehabt? Sind es Neapolitaner, die bei euch die öffentlichen Ämter innehaben? Nein, nur Sizilianer findet man darin sitzen. Es sind Sizilianer, einzig Sizilianer, die das Joch Neapels auf sich nehmen und es segnen, wenn ihnen bloß gestattet wird, es ihrerseits dem unglücklichen Sizilien aufzuladen. Sizilianer sind es, die in euren Gerichten sitzen und die Gerechtigkeit verschachern!...

... Wenn wir euch erniedrigen wollten, so habt ihr unsere Erwartungen sicherlich weit mehr als erfüllt.

Euer Adel hat seine Herren übertroffen! Ich glaube, er kann sich zu Recht damit brüsten, der sittenloseste ganz Europas zu sein.»

«— Unser Adel», erwiderte der Sizilianer, «ist nicht mehr sizilianisch. Ihr habt ihm jegliche Anteilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entzogen, lange bevor ihr den letzten Schlag gegen unsere Verfassung geführt hattet. Ihr habt ihn als Ganzes nach Neapel gelockt. Da habt ihr ihn seine ursprüngliche Tatkraft und seine nationale Eigenart verlieren lassen, ihr habt ihn in ein Genießerleben hineingerissen, ihr habt sein Fühlen entnervt, indem ihr das Verlangen nach Ruhm durch höfischen Ehrgeiz und die Macht des Verdienstes und des Mutes durch die der Günstlingswirtschaft ersetztet...»

Während der Worte Don Ambrosios verdüsterte sich mehr und mehr das Gesicht des Neapolitaners. Offensichtlich war es der Heftigkeit des Angriffs gelungen, sogar die ihm eigene Sorglosigkeit zu erschüttern. Als der Sizilianer seinen letzten Satz aussprach, warf ihm Don Carlo einen Blick zu, in dem sich stärker als man es erwarten mochte, Frechheit und beleidigendste Verachtung zugleich abzeichneten.

Er unterbrach ihn:

«Nun also», rief er bitter auflachend, «wenn unser Joch euch so sehr bedrückt, weshalb zögert ihr, es zu zerbrechen? Warum läutet ihr in euren Gütern nicht die Sturmglocke, worauf wartet ihr? Tut euch zusammen, setzt euch in Marsch — aber nein. Ihr werdet nie glauben, daß der Gipfel der Unterdrückung erreicht ist, und bis auf eure letzten Nachkommen werdet ihr die Rache auf morgen verschieben... Wäret ihr aber je verwegen genug, die Fahne des Aufruhrs zu schwingen, wie leicht zerschläge Neapel euch Schwächlinge! Erinnert euch, denkt an 1820. Wo sind eure Schiffe, eure Soldaten? Eure Jugend haßt das Waffenhandwerk. Man sieht in unserem Heer keine Sizilianer...»

«— Es stimmt», erwiderte Don Ambrosio mit heiserer und gepreßter Stimme, «all das ist nur zu wahr: wozu es verbergen?... Und dennoch waren wir nicht zur Knechtschaft geboren. Unsere Geschichte bezeugt es, und kein Volk hat seinen Unterdrückern dafür furchtbarere Beispiele geliefert. Etwas von freiem Sinn gärt noch in unserm Innern. Wir sind von jenem letzten Grad der Erniedrigung weit entfernt, wo der Mensch weder überhaupt auf Rache sinnt noch einen anderen Zustand als den seinen sich vorstellt. Unsere nationale Lebenskraft ist keineswegs erloschen; sie lebt im Keim in allen Seelen und sie allein könnte uns aus unserem Tiefstand emporheben und unsere alten Tugenden uns wiedergeben. Es stimmt, wir marschieren bei euren Truppschauen nicht mit, aber man hat uns niemals die Flucht ergreifen gesehen, schon ehe das Schwert aus der Scheide fuhr. Wir bedecken unsere Brust nicht mit kriegerischen Gewändern, aber es schlägt wenigstens ein Männerherz darin. Wer ist der Unselige, der nicht lieber das Feld seiner Väter beackern möchte als bei euch Soldat zu sein? Durch die Unterdrückung entartet, äußert sich diese verborgene Kraft bloß noch im Verbrechen; ihr aber, ihr habt nur Laster. Indem ihr uns die Gerechtigkeit verweigert, besser noch, indem ihr sie uns verkauft, habt ihr uns gelehrt, den Mord als ein Recht zu betrachten.

Vielleicht kommt eine Zeit, da in Europa die politischen Ziele sich wieder kreuzen und die Könige sich nicht mehr zu gegenseitiger Unterstützung verpflichtet glauben. Eines Tages wird uns Frankreich oder England eine helfende Hand reichen und uns seine Arme öffnen. Wir schmeicheln euch, Neapolitaner!... Aber hütet euch, dann unter uns allein zu sein!...»

Tiefes Schweigen folgte diesen letzten Worten. Die Verwegenheit, die kurz vorher Don Carlos Blick belebte, war verschwunden. Er überquerte den Weg, näherte sich dem Sizilianer und sagte ihm halblaut und zutraulich einige Worte. Bei diesem Anblick ergriff diesen Überraschung. Aber alsbald die Unvorsichtigkeit seiner Reden angesichts ihrer Wirkung auf seinen Gefährten bedenkend, schien er seinerseits erschrocken. Wir sahen ihn gezwungen lächeln, das eben unüberlegt Gesagte ins Scherzhafte verkehren. So vereinte diese zwei Männer, durch so viele feindselige Leidenschaften getrennt, ein gemeinsames Gefühl: *die Angst...*

...

[Am Ende dieses Berichtes angelangt, den wir hier nur in einigen kurzen Bruchstücken wiedergeben, schließt Tocqueville mit dem Ausdruck eines Gedankens, der mitgeteilt zu werden verdient. In der einfachsten und bescheidensten Form berührt er den allem menschlichen Dasein wesentlichsten Punkt, und er erhebt sich mit diesem einzigen Wort in den Rang von Menschen, die ihrem Leben später einen Wert und ein Ziel zu geben berufen sind.]

Man wird vielleicht erstaunt sein, daß wir so lange eine solche Lebensweise zu ertragen vermochten, in der wir viel unternahmen, wenig schliefen und niemals richtig ausruhten.

Die einzige Erklärung, die ich dafür geben kann, ist diese: wir wollten es nicht von ungefähr und wie man zum Beispiel allgemein das Gute für den Mitmenschen will, sondern fest und entschlossen. Gewiß entsprach das Ziel nicht der Anstrengung, und von uns forderte es ein Übermaß an Kraft und Ausdauer. War aber das Ziel unbedeutend, so schritten wir darauf zu, als verhielte es sich anders, und wir erreichten es. Ich selbst — und damit will ich dieses Tagebuch beenden — erbitte von Gott nur eine Gnade: daß er mir gewähre, ich möge eines Tages in gleicher Weise eine Sache wollen, die die Mühe lohnt.